

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 104 (1978)
Heft: 30

Artikel: "Demokratie ist eine anspruchsvolle Staatsform..."
Autor: Knobel, Bruno / Ritschard, Willi
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-611848>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Demokratie ist eine anspruchsvolle Aufgabe»

Da und dort im Lande sind 1.-Augustfeiern und also auch -reden herkömmlicher Art aus Kurs und Mode geraten, angeblich weil sie nicht mehr so recht in unsere Zeit passen. Indessen: Bei den Ansprachen alten Stils ging es darum, sich zu erinnern, dass sich die Altvordern anno 1291 über gewisse Dinge einig waren, und sich darauf zu besinnen, dass dies einige nicht unerfreuliche Früchte getragen hat. Dieser Gedankengang sollte so unzeitgemäss eigentlich nicht sein: Neue Formen und die Heftigkeit täglicher politischer Auseinandersetzungen lassen heute oft fast vergessen, dass es doch einige Dinge auch gibt, über die Schweizer sich einig sind.

Ein Blick in die politische Tagesszene zeigt, dass es im Aufgabenbereich vor allem eines bundesrätlichen Departements besonders vieles gibt, was die Meinungen der Bürger recht erheblich trennt. Da der Chef dieses Departements heuer auch gerade Bundespräsident ist, baten wir ihn um ein versöhnliches Interview über einiges Trennendes – gewissermassen statt eines 1.-August-Artikels.

Sie sind im Bundesrat Vertreter der Sozialdemokraten, also einer Partei, die zwar Regierungsverantwortung mitträgt, sich aber gewissermassen als Opposition versteht. Wie äussert sich das für Sie persönlich: Welcher Feiertag hat für Sie grösseres Gewicht – der 1. Mai oder der 1. August?

Ich könnte mir die Antwort einfach machen. Auf die Frage, ob Schiller der bessere Dichter sei als Goethe, antworte ich immer mit «ja». Aber diese lapidare Feststellung genügt hier nicht. Der 1. August ist der Bundesfeiertag. Der 1. Mai ist der Tag der Arbeit. Ihre Frage ist eine Konstruktion. Ich bin Sozialdemokrat und Gewerkschafter, und ich halte mich auch für einen guten Schweizer, der sein Land liebt. Es gibt für mich hier kein entweder – oder. Ich sitze als Sozialdemokrat in einer Regierung, die in der Mehrheit nicht aus Angehörigen meiner Partei besteht. Das hindert mich nicht daran, meine Meinung zu vertreten. Auch dann, wenn ich in der Minderheit bleibe. Ich habe meine politischen Vorstellungen. Ich hoffe, dass dies in der Schweiz erwünscht ist. Sollte Ihre Entweder-oder-Frage wirklich ernst gemeint sein, dann müsste ich antworten: Es ist eine unschweizerische und auch eine etwas undemokratische Frage.

Es gibt Bürger, die werfen TV und Radio von Zeit zu Zeit Konzessionsverletzungen vor. Andere Kreise halten diese Vorfälle für keine oder eher für lässliche Sünden. Daraus pflegen heftige Polemiken zu erwachsen. Wenn Sie jeder dieser beiden Seiten einen Satz ins Stammbuch schreiben müssten – was schreiben Sie?

Wer abweichende Ideen und Aeusserungen als Ketzerei verfolgt, wer an



„Ich möchte keine Rede halten, wo man nur durch die Unterschrift merkt, dass sie von mir ist.“

einem einmal bezogenen Standpunkt keine Kritik mehr zulässt, wer nicht fähig ist, alles wieder neu zu durchdenken, zu ergänzen und nötigenfalls sich selber zu ändern, wer meint, zuviel Respekt vor den Fakten verhindere die notwendige Kritik an den Fakten – der neigt dazu, Radio und Fernsehen und die Presse und die Diskussion abzuschaffen. Wir sind weder Mustermenschen, noch leben wir in einem Musterland. Aber wir versuchen, die Demokratie zu verwirklichen. Demokratie ist eine anspruchsvolle Staatsform. Sie nimmt die Mündigkeit der Menschen ernst. Mündige Menschen aber sind solche, die sich etwas anhören und darüber selbst kritisch entscheiden können.

Ein guter, politischer Journalist ist ein mutiger Mann. Er muss als Person hinter dem stehen können, was er sagt. Eine rein objektive Information gibt es nicht. Wenn mir einer etwas erzählt über ein Land, und ich kenne die politische Position des Erzählers nicht, dann wird mir seine Erzählung wenig helfen. Allerdings sind Radio und Fernsehen in der Schweiz Monopolmedien. Der Journalist, der hier arbeitet, muss sich ständig bewusst bleiben, dass ihm das eine erhöhte Verantwortung auferlegt. Er muss sich zum Beispiel bewusst sein, dass man ihm nicht direkt antworten kann. Er muss sich den Widerspruch eines echten Gegenübers deshalb vorstellen können. Er muss die unhörbaren Zwischenrufe hören und zum Voraus (und nicht nur verteidigend) auf sie eingehen. Das ist schwer. Wer von sich behauptet, dass er absolut sei und es wirklich allen recht machen könne, der gehört nicht in diesen Beruf. Und wer den Widerstand nicht verträgt und sich ihm nicht stellen kann, der ist kein kritischer Mensch. Und Unkritische kann eine wirkliche Demokratie nicht brauchen. Hier muss man wie in einer guten Ehe auch auf einigermassen anständige Art miteinander streiten können.

Mit Bezug auf das Energieproblem ist die Meinungsvielfalt womöglich noch grösser. Die Atomenergie wäre eine Lösung, und sie hat ihre Befürworter. Andere halten diese Lösung zwar für nötig, aber für zu gefährlich und risikoreich, andere für nicht nötig, da der Bedürfnisnachweis fehle; und noch andere möchten das Bewilligungsverfahren noch weiter demokratisieren. Gibt es Ihres Erachtens trotz aller Meinungsdivergenzen überhaupt noch einen gemeinsamen Nenner, auf den man sich besinnen müsste und könnte?

chsvolle Staatsform ...»

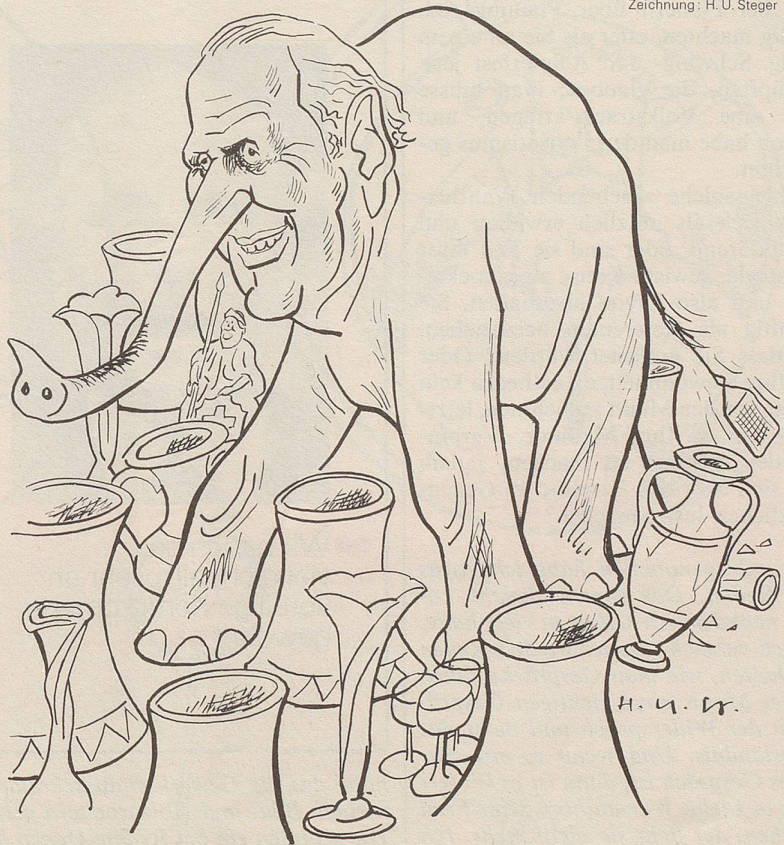
Wenn Sie meinen, dass wir hier zu einer Aussöhnung zwischen Gegnern und Befürwortern kommen könnten, heisst meine Antwort: Nein. Demokratische Politik ist die Politik der Standpunkte und nicht der voreiligen Aussöhnung. Wir haben uns vielleicht allzusehr an voreilige Kompromisse gewöhnt. In der Energiefrage haben wir ein zentrales politisches Problem, das nicht einfach mit Freundlichkeit und Sanftmut zu lösen sein wird. Ich habe wirklich genug davon, dass immer wieder ich der sein muss, der seine Widersacher lobt. Aber ich tu es noch einmal: Ich bin froh, dass sich so viele Menschen in der Energiefrage engagiert haben. Ihr Engagement war und ist nicht sinnlos. Es trägt Früchte. Es hat zu einem Problembewusstsein geführt, das leider kaum für andere Probleme in gleichem Masse besteht.

Meine Meinung kennen Sie. Ich halte die Nutzung der Atomenergie für unsere Welt und unsere Zeit für notwendig. Keiner soll aber daraus einfach das grösste Geschäft machen wollen. Dazu ist die Sache zu ernst. Ich glaube auch nur solchen Leuten, die die Gefahren dieser Technik ernst nehmen. Mathematiker – ich meine es bildlich – sind oft Leute, die nicht einmal auf drei zählen können.

Es soll mir keiner kommen und sagen: «Energie? Kein Problem, ich habe die Lösung.» Und es soll mir auch keiner auf diesem Problem sein Sूपlein kochen wollen. Weder Befürworter noch Gegner – sonst werden wir schon bald einmal überhaupt keine Suppe mehr kochen.



Was soll auf die Schiene, was soll auf die Strasse?



Schwieriges Verhalten im Porzellanladen

Anlässlich der Eröffnung des diesjährigen Autosalons in Genf sagten Sie, leitende Organe der Automobilverbände verdächtigen Sie nicht zu Unrecht, nicht Verkehrs-, sondern Eisenbahnminister zu sein. Da der Verkehr an sich ja etwas Verbindendes ist: Lässt sich an die Interessenvertreter von Schiene und Strasse nicht nur etwas Verbindliches, sondern sogar etwas Verbindendes sagen?

Dazu lässt sich eigentlich Verbindendes sagen. Wer über Verkehr nichts Verbindendes zu sagen hat, versteht auch nichts davon. Die Frage heisst nicht: «Schiene oder Strasse?» Sie heisst: «Was soll auf die Schiene, was soll auf die Strasse?» Die Gesamtverkehrskonzeption hat dazu Thesen geliefert. Experten der verschiedensten Auffassungen haben ihnen zugestimmt. Wenn wir sie in die Praxis

umsetzen können, sind wir etwas weiter. Es gibt Leute, die sind einfach für die Bahn, und andere kämpfen für das Auto. Sie haben beide unrecht. Es geht weder um das eine noch um das andere. Es geht um Menschen. – Um Menschen, die sich bewegen wollen, die ihre Güter transportieren wollen und die überleben wollen in einer erträglichen Umgebung. Dazu kann die Freiheit, die uns das Auto gibt, gehören. Die Frage ist aber immer, wieviel uns diese Freiheit kostet. Bekanntlich leidet der Mensch aber an Spätzündung, weil er vieles erst in der folgenden Generation begreift.

Aber nicht nur am Autosalon, wo Sie auf die Schattenseiten des Autos hinwiesen, sondern immer wieder auch andernorts zeigen Sie erhebliche Zivilcourage, indem Sie – sozusagen in der Höhle der jeweiligen Löwen –

gegen den Stachel löcken, z. B. als Sie bei Planern über Planung sich lustig machten, oder als Sie an einem Eidg. Schwing- und Aelplerfest jene antüpften, die glauben, man müsse nur eine Volkstracht tragen, und schon habe man den Patriotismus gepachtet.

Haben solche «lachenden Wahrheiten» sich als nützlich erwiesen und kopfklärend, oder sind sie Teil ihrer Strategie, gewisse Kreise zu schockieren und also davon abzuhalten, Sie künftig als Referenten beizuziehen, so dass Sie entlastet würden? Oder ist Ihre Gewohnheit, ex cathedra kein Blatt vor den Mund zu nehmen, letztlich einfach Ihre Methode, Verbindendes deutlich zu machen, indem Sie sich über das *Extreme* im Gegensatzlichen lustig machen?

Im Grunde genommen habe ich etwas gegen Reden. Das tönt vielleicht komisch, nachdem ich selber zu viele halte. Aber ich versuche immer wieder, Reden so zu halten, wie man Gespräche führt. Und der Motor eines richtigen Gespräches ist der Widerspruch und nicht das Einverständnis. Und wenn es ein sehr schönes Gespräch ist, dann ist es Widerspruch in Liebe. Wer aufhört, seine Frau zu necken, der liebt sie nicht mehr. Ich



Der Mensch leidet an Spätzündung, weil er vieles erst in der folgenden Generation begreift.



Wir haben uns vielleicht allzusehr an voreilige Kompromisse gewöhnt.

habe das als Gewerkschaftssekretär bei meinen Bau- und Holzarbeitern gelernt. Die schlafen ein bei Reden. Denen kann man keine Reden halten. Man muss mit ihnen reden. Ich weiss gar nicht, ob ich es anders könnte. Ich muss halt so sprechen, dass ich es selbst auch verstehe, und ich halte im allgemeinen die Leute nicht für so gescheit, dass sie nur Dinge für gescheit halten, die ich selber nicht verstehe.

Um nochmals auf das erwähnte «lustig machen» zurückzukommen – etwas, das unseren Lesern naheliegt: Ihre Reden bestechen stets durch viel Originalität und Mutterwitz. Entspringt das Ihrem Naturell oder vielleicht Ihrer Auffassung, wenn man Trennendes nicht gar so tierisch ernst erwähne, könne das versöhnlich wirken? Oder sind Sie einfach – weil Sie einmal mit Mutterwitz begonnen haben – in diese Schablone geraten?

Reden interessiert mich nicht, wenn ich dabei nicht auch mit mir selbst reden kann. Ich muss mir die Sachen etwas konkreter vorstellen können. Dazu

brauche ich Geschichten und Vergleiche. Und da ziehe ich halt die überspitzte Geschichte vor und freue mich, wenn sie auch etwas lustig wird. Schablone? – Ja sicher, die bekommt man. Wissen Sie, ich möchte keine Reden halten, wo man nur durch die Unterschrift merkt, dass sie von mir ist. Ein Maler, dessen Bilder man nur durch die Unterschrift erkennt, ist ein miserabler Maler. Aber das heisst noch lange nicht, dass er Schablonen braucht zum Malen.

Am traditionellen Neujahrsempfang der ausländischen Diplomaten sprachen Sie ebenfalls recht unkonventionell. Die Meinung darüber in der Schweizer Oeffentlichkeit war – wie die Umfrage einer Wochenzeitung ergab – geteilt. Die einen empfanden sie als gehalt- und humorvoll, andere als «zu gewöhnlich». Wie eigentlich war denn die Reaktion bei den Diplomaten, und was halten Sie vom Humorverständnis der Schweizer?

Mir ist eigentlich nicht aufgefallen, dass ich so unkonventionell gesprochen habe. Warum soll ich mit Diplomaten anders sprechen als mit richtigen Leuten? Die Rede wurde nachträglich viel nachverlangt. Sie musste sogar nachgedruckt werden. Darauf bin ich sogar ein wenig stolz. Man ist ja auch eitel. Ich wurde von Diplomaten später gelegentlich auf die Rede angesprochen. Aber ich habe fast den Eindruck, dass sie nicht eigentlich zugehört haben, sondern dass sie später gehört haben, dass das, was sie gehört haben, einen Inhalt hatte und es dann doch hören wollten. Politiker sind redengewohnt. Das ist oft schlimm. Aber Diplomaten sind abgebrühte Redenzuhörer. Die wissen meistens zum voraus, was sie zu hören bekommen. Ueberraschen kann man Diplomaten höchstens schriftlich. Zum Humorverständnis: Ich bin ganz sicher, dass mir das, was ich hier über Diplomaten gesagt habe, kein Diplomat übelnehmen wird, weil jeder weiss, dass ich den anderen meine. Und solange man mit Sicherheit die andern meint, haben auch die Schweizer Humor.

Herr Bundespräsident, als einer, der Ihre Reden wegen ihres Inhaltes schätzt und wegen ihrer Form genießt, danke ich Ihnen für dieses Interview.
Bruno Knobel